

## Prävention als Erziehungshaltung

Pädagogische Einrichtungen sind ein Handlungsfeld der Prävention. Die Pädagogik versucht durch eine präventive Erziehungshaltung alle realistischen Möglichkeiten zur Verhinderung auf Seiten der Opfer und der zukünftigen potenziellen Täter zu nutzen. Aber sie kann andere gesellschaftlichen Faktoren, die sexuellem Missbrauch fördern, und die individuellen Motive von Tätern nicht aufheben. Deshalb ersetzt sie nicht die präventiven Ansätze in anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Gesetzgebung, Justiz, Medien, Politik und Wissenschaft. Prävention ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die das Engagement der Menschen, die in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen tätig sind und Einfluss haben, verlangt.

Anders als in anderen gesellschaftlichen Bereichen geht es in der Pädagogik um die unmittelbare Einwirkung auf die Kinder. Deshalb besteht die große Gefahr, dass präventive Erziehung auf die Aufforderung an Mädchen und Jungen reduziert wird, sich zu wehren und selbst zu schützen. Das kommt in Sätzen wie „Prävention bedeutet: Kinder müssen lernen, Nein zu sagen!“ zum Ausdruck. Aber Prävention erfordert, dass die erziehenden Erwachsenen die Verantwortung für den Schutz der Kinder übernehmen. Diese Verantwortung darf nicht an die Kinder delegiert werden, indem sie mit Verhaltensanforderungen überfordert werden. Kein Kind kann sich alleine schützen! Es braucht Eltern, Lehrkräfte und ErzieherInnen, die es respektieren und ihm vermitteln, dass es Respekt verdient. Jedes Mädchen und jeder Junge sollte seine Rechte, darunter auch das Recht auf körperliche und sexuelle Selbstbestimmung, kennen und lernen, dafür einzutreten und sich Hilfe zu holen. Dabei sollten sie aber auch um die Problematik wissen, dass ihre Rechte nicht von allen Menschen respektiert werden, sondern anderen Interessen zu Unrecht untergeordnet werden. Dass z.B. ein bestimmtes Verständnis des Ehrbegriffs dazu führen kann, dass die Ehre einer Familie höher bewertet wird als das Recht auf

sexuelle Selbstbestimmung eines Mädchen oder Jungen. Kinder brauchen Erwachsene, die ihr Selbstbewusstsein stärken und da, wo es bereits beschädigt ist, sie unterstützen ihr Selbstbewusstsein wieder aufzubauen. Selbstbewusstsein meint ein hohes Maß an Authentizität. Allein das forsche Auftreten eines Jungen ist noch kein Zeichen dafür, dass er sich seiner echten, inneren Stärken auch bewusst ist. Selbstbewusstsein ist die Grundlage für die Fähigkeit, eigene Grenzen zu erkennen und durchzusetzen. Selbstbewusste, starke Kinder haben ein geringeres Risiko, Opfer von sexuellem Missbrauch zu werden. Diese Kinder neigen auch weniger dazu, Verhaltensweisen zu entwickeln, die zu einer späteren Täterschaft von sexuellen Gewaltdelikten führen können. Prävention ist also immer Opfer- und Täterprävention.

## Traditionelle Prävention

Schon immer gab es Bemühungen, Kinder vor sexuellem Missbrauch zu schützen, aber sie waren von einer grundsätzlich anderen Haltung geprägt: Traditionelle Prävention warnte Kinder, besonders Mädchen, vor dem Mitgehen mit Fremden, sie sollten nichts annehmen, sich nicht aufreizend anziehen, bestimmte Wege nicht gehen, sich von älteren Brüdern bewachen oder gar kontrollieren zu lassen, zu bestimmten Zeiten am besten überhaupt zu Hause bleiben und Ähnliches mehr. Solche Verhaltensanforderungen schwächen aber das Selbstbewusstsein der Mädchen und Jungen. Es geht um Einschränkung und Einengung. Die Aufstellung diverser zu beachtender Ge- und Verbote überträgt indirekt die Verantwortung für den eigenen Schutz allein den Mädchen und Jungen. Wenn dann doch etwas passiert, erleben Kinder, dass zuerst nach ihrem Fehlverhalten gesucht („Ich hab´ dir doch gesagt...“) und ihnen die Schuld zugeschrieben wird. Damit trägt traditionelle Prävention dazu bei, dass betroffene Kinder in ihrem Opferstatus nicht ausreichend gesehen werden, dass sie nicht genügend Trost, sondern schlimmstenfalls Vorwürfe bekommen. Wo ein traditioneller muslimischer Ehrenkodex wirkt, wird ihnen

zusätzlich die Schuld an der verletzten Familienehre zugewiesen. Mit der Schuldzuweisung an die Opfer geht die Entlastung der Täter einher. Traditionelle Prävention verkennt entscheidend die Überlegenheit, die ein erwachsener Täter einem Kind gegenüber hat, indem sie Kindern suggeriert, sie könnten durch Vermeidungsverhalten sexuelle Übergriffe abwehren. Sie versäumt zumeist, Kinder über mögliche sexuelle Handlungen von Tätern altersangemessen und zutreffend aufzuklären, sondern verwendet Formulierungen wie z.B. „Der tut dir weh“ oder „Die vergewaltigen Kinder“ oder gar „Die machen Liebe mit Kindern.“ Darauf reagieren Kinder eher ängstlich oder verwirrt, weil sie im Unklaren darüber gelassen werden, worum es eigentlich geht, was ihnen überhaupt passieren könnte. Zudem richtet sich die traditionelle Vorbeugung überwiegend an Mädchen und ignoriert damit die ebenfalls starke Gefährdung der Jungen. Sie geht wesentlich an der Wirklichkeit der Übergriffsorte und Missbrauchssituationen vorbei: Die Warnungen beziehen sich fast nur auf fremde Täter, für die Gefahr, die von Tätern aus dem sozialen Umfeld ausgeht, sind sie gänzlich untauglich.

Selbstverständlich ist es auch in einem modernen Präventionsverständnis sinnvoll, Mädchen und Jungen gewisse Einschränkungen aufzuerlegen, um konkrete Risiken zu verringern. Aber auf diese Haltung sollte sich Prävention nicht konzentrieren oder gar darin verharren. Einige Kinderbücher zur Prävention von sexuellem Missbrauch vertreten noch immer diesen Ansatz. Deshalb sollte man bei der Auswahl gut auf die vermittelten Botschaften achten und entsprechende Bücher nicht verwenden.

Prävention ist die Antwort der Pädagogik auf Täterstrategien und Missbrauch begünstigende Umstände. Prävention setzt im Erziehungsbereich an, indem sie den Tätern keine Anknüpfungspunkte für ihre Taten schafft. Es geht darum, dass Kinder im Erziehungsalltag Erfahrungen machen und eine Atmosphäre erleben, die im vollkommenen Widerspruch zu dem stehen, was der Täter tut und in seiner Tat zum Ausdruck bringt. Denn nur dann wird das Verhalten und Vorgehen des Täters bei dem Kind Irritationen auslösen – und Irritation ist die wichtigste Voraussetzung, um sich nicht in das Geschehen zu fügen.

Um dieses Anliegen zu verdeutlichen, wurden sieben Präventionsthemen entwickelt. Sie leiten sich direkt aus den Täterstrategien ab und formulieren positiv, was erforderlich ist, um Missbrauch begünstigende Umstände zu verhindern oder zu minimieren.

Die Präventionsthemen prägen die Erziehungshaltung, durchziehen den Erziehungsalltag, wo sie langfristig wirken, schlagen sich in Unterrichtsmaterialien nieder und bestimmen Inhalte der Arbeit von Präventionsprojekten wie STROHHALM mit Mädchen und Jungen im Vor- und Grundschulalter.

Im Folgenden werden die einzelnen Präventionsthemen mit ihren vielfältigen Aspekten vorgestellt:

## Präventionsthemen

### **1. Dein Körper gehört dir!**

Kinder, die es gewohnt sind, selbst zu bestimmen, was mit ihrem Körper geschieht, empfinden die Übergriffe des Täters zu einem früheren Zeitpunkt als solche. Die Botschaft des Täters, die darin zum Ausdruck kommt: "Ich mache mit deinem Körper, was ich will" löst bei diesen Kindern eher Unbehagen und Widerwillen aus. Sie passen sich nicht so leicht der Situation an.

Kinder jeden Alters brauchen die Erfahrung, dass sie selbst darüber bestimmen dürfen, wer sie wann und wie anfasst. Von Erwachsenen verlangt das, dass sie aufmerksam für die unterschiedlichsten Zeichen von Abwehr durch die Kinder sind. Schon Babys zeigen deutlich, wenn man ihnen zu nahe kommt, indem sie ihren Kopf wegrehen. Gerade kleine Kinder sind oft ungefragt dem Zugriff Erwachsener ausgesetzt. ErzieherInnen in Kitas haben viele Möglichkeiten, in diesem Bereich zu wirken: Sie beobachten häufig, wie Eltern oder andere Bezugspersonen die Kinder mit Zärtlichkeiten überschütten, ohne auf die Reaktionen ihres Kindes zu achten. Kinder werden in die Luft gehoben, fest gedrückt, über die Haare gestrubbelt, auf

den Po gepatscht, wenn die Erwachsenen Lust dazu haben, „weil sie ja so süß sind“ oder Jungen am Penis gezupft, „weil er ja ein ganzer Junge ist“ sind. Gegen diese Tendenz Erwachsener, den kindlichen Körper für die eigenen Bedürfnisse nach Nähe, Hautkontakt, Zärtlichkeit oder Stolz zu benutzen, wendet sich die präventive Erziehung. ErzieherInnen können behutsam dieses Verhalten problematisieren und verdeutlichen, dass es um den Respekt vor der kindlichen Persönlichkeit geht. Sie sollten selbst ihre Vorbildfunktion wahrnehmen und das Recht auf körperliche Selbstbestimmung der Mädchen und Jungen achten. Denn so machen die Kinder die wichtige Erfahrung, dass auch Menschen, die sie lieb haben, nicht selbstverständlich und jederzeit ihren Körper anfassen dürfen.

Auch im Kontakt unter den Kindern gibt es zahllose Anlässe, um auf das Recht jeden Kindes, selbst über sich zu bestimmen hinzuweisen und den Kindern klare Orientierungen zu geben. Kinder empfinden zwar grenzüberschreitenden Körperkontakt durch andere Kinder weniger stark, als durch Erwachsene, weil zwischen ihnen kein so stark ausgeprägtes hierarchisches Machtgefälle und keine vergleichbare Abhängigkeit besteht. Aber in dieser Konstellation fällt es Kindern leicht zu lernen, dass Körperkontakt und Zärtlichkeit nur in Ordnung sind, wenn beide es wollen. ErzieherInnen sollten die Mädchen und Jungen mit den Regeln vertraut machen, die sie bei sexuellen Aktivitäten miteinander, sog. Doktorspielen, einhalten müssen, damit es nicht zu sexuellen Übergriffen unter den Kindern kommt. Sie müssen wissen, dass sie solche Spiele nur mit etwa Gleichaltrigen machen dürfen, dass kein Kind dazu gezwungen, unter Druck gesetzt oder seine Bedürftigkeit ausgenutzt werden darf und dass man dabei keinem Kind weh tun darf. Halten Kinder diese Regeln nicht ein und kommt es zu sexuellen Übergriffen, ist ein fachlicher, pädagogischer Umgang damit unverzichtbar. Er verlangt ein Eingreifen durch die ErzieherInnen (bzw. die Lehrkräfte), das den Schutz des betroffenen Kindes in den Mittelpunkt stellt und einschränkende Maßnahmen für das übergriffige

Kind ergreift, damit es lernt, die körperlich-sexuellen Grenzen anderer Kinder zu respektieren.<sup>1</sup>

Auch von Lehrkräften verlangt dieses Präventionsthema eine hohe Sensibilität im körperlichen Umgang mit Kindern. So sollten sie z.B. bemerken, wenn ein Kind körperliche Distanz wahren will, während man sich gemeinsam über ein Arbeitsblatt beugt, oder auch individuell reagieren, wenn ein Kind sich verletzt hat: Während das eine Kind körperliche Zuwendung benötigt, genügen einem anderen tröstende Worte. Auch die eigene Grenzsetzung von LehrerInnen gegenüber Kindern hat Vorbildfunktion und setzt Maßstäbe: Eine Lehrerin, die beispielsweise überschwängliche Begrüßungsküsse eines Erstklässlers freundlich zurückweist, weil es ihr nicht angenehm ist, leitet dadurch die Kinder dazu an, von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch zu machen und eigene Grenzen zu setzen.

Über ihren Körper selbst zu bestimmen, fällt den Kindern leichter, die früh zur Selbständigkeit erzogen werden. Kindereinrichtungen sollten die Erziehung zur Selbständigkeit konzeptionell verankern. Dass ein Kind über den eigenen Körper bestimmen darf, ist ein hoher Anspruch. Ernähren, Pflegen, Waschen sind notwendige Tätigkeiten, die Bezugspersonen am Körper kleiner Kinder ausführen müssen und die zugleich Ausdruck der Abhängigkeit von ihnen sind. Oft wird jedoch diese Abhängigkeit über das erforderliche Maß hinaus ausgedehnt, viele Kinder werden zu lange klein gehalten. Sie werden weggehoben, runtergenommen, gefüttert, die Nase wird geputzt, die Jacke zugeknöpft, obwohl sie das allein schon können, bzw. üben könnten. Oft geschieht das, weil es schneller geht, aber Leben mit Kindern heißt eben auch, sich auf ihr Tempo einzulassen, ihnen die Zeit zu lassen, Fertigkeiten zu lernen. In vielen Fällen trauen Erwachsene kleinen Kindern vieles noch nicht zu. Dies gilt besonders für Kinder mit Behinderungen, die ja meist auf

---

<sup>1</sup> Zu diesem Thema hat Strohhalm ein pädagogisches Fachbuch veröffentlicht, das die unterschiedlichen Aspekte des Umgangs mit sexuellen Übergriffen unter Kindern praxisgerecht darstellt: Freund, Ulli/ Riedel-Breidenstein, Dagmar: Sexuelle Übergriffe unter Kindern – Handbuch zur Prävention und Intervention (Hg. Strohhalm e.V.), Köln 2004

eine intensivere körperliche Unterstützung angewiesen sind. Ihre individuell sehr unterschiedlichen Potenziale zur Entwicklung von Selbständigkeit sollten beachtet werden, um keine unnötige Abhängigkeit zu entwickeln.

Kinder, denen etwas zugetraut wird, trauen sich selbst auch mehr zu, wenn sie die Erfahrung machen, dass ihnen neue Dinge gelingen. Durch Selbständigkeit erlangen Kinder Selbstbewusstsein – und selbstbewusste Kinder lassen sich weniger gefallen.

Über den Körper selbst zu bestimmen, ist die Voraussetzung, um ein positives Verhältnis zum eigenen Körper zu entwickeln, ihn als liebenswert, einzigartig zu empfinden und als wertvollen und schützenswerten Teil der Persönlichkeit zu erfahren. Den eigenen Körper schön zu finden und sich zu akzeptieren, fällt schon im Grundschulalter vielen Jungen und noch mehr Mädchen schwer. Sie haben bereits die vielfältigen Botschaften über Schönheitsideale, die vor allem an Mädchen schier unerfüllbare Ansprüche stellen, verinnerlicht. Deshalb sollten Lehrkräfte dafür sorgen, dass es in der Klasse nicht zu herabsetzenden Bemerkungen über den Körper einzelner Kinder kommt. Besonders gilt das für Kinder mit körperlichen Behinderungen, denen ihre Defizite von anderen Kindern oft schmerzlich vorgehalten werden. Eine solche respektvolle Form des Miteinanders sollte jedoch nicht strikt verordnet werden, sondern das Ergebnis eines gemeinsamen Gesprächsprozesses sein, in dessen Mittelpunkt die Frage stehen könnte: Was brauchen die Mädchen und Jungen dieser Klasse, um sich hier wohl zu fühlen? Dabei können auch unterschiedliche Bedürfnisse von Mädchen und Jungen benannt werden, denn sie erfahren schließlich oft unterschiedliche Belastungen und Grenzverletzungen.

Die Kinder sollten wissen, dass potenzielle Regelverstöße und Grenzverletzungen ganz bestimmte Konsequenzen nach sich ziehen. Denn nur die tatsächliche Durchsetzung einer solchen Regel bietet den Schülerinnen und Schülern den Schutzraum, in dem sie ihre Körper als respektiert und wertvoll erleben.

Den eigenen Körper als wertvoll zu betrachten, fällt jenen Kindern schwerer, die körperliche Gewalt erleben, für die körperliche Züchtigung zum Alltag gehört. Kinder die mit Schlägen aufwachsen, sind überproportional von sexuellem Missbrauch betroffen, denn körperliche Gewalt (auch der kleine Klapps!) schädigt das Selbstwertgefühl. Diese Kinder erdulden eher resigniert die Übergriffe der Täter, weil sie Übergriffe auf ihren Körper gewohnt sind. Kinder spüren, dass körperliche Gewalt im Zusammenhang mit dem Wert eines Menschen steht, denn die Mutter, die ihr Kind schlägt, weil sie so außer sich über sein Verhalten ist, würde niemals ihre Kollegin, über die sie sich maßlos ärgert, mit Schlägen zur Raison bringen.

Hier gilt es, in Elterngesprächen deutlich Position zu beziehen, ohne schlagende Eltern zu verurteilen. Durch das seit 2000 geltende „Recht der Kinder auf eine gewaltfreie Erziehung“ haben Lehrkräfte und ErzieherInnen den Vorteil, dass sie sich in ihrer Überzeugungsarbeit nicht mehr auf ihre persönliche Meinung stützen müssen, sondern dass sie auf die gesetzliche Regelung und ihre Hintergründe Bezug nehmen können. Zur Vorbereitung eines solchen Gesprächs empfiehlt sich die Lektüre des entsprechenden Elternbriefs vom Arbeitskreis Neue Erziehung.<sup>2</sup>

Viele PädagogInnen scheuen solche Elterngespräche, weil sie befürchten, sich in Familienangelegenheiten einzumischen. Aber gewaltfreie Erziehung ist eine Frage des Kinderschutzes und Schule und Kita haben einen Kinderschutzauftrag. Das bedeutet, dass der Schutz der ihnen anvertrauten Kinder von Lehrkräften und ErzieherInnen verlangt, sich für ihre Rechte einzusetzen. Und dieser Schutz gilt für alle Kinder! Die Interventionsbereitschaft von PädagogInnen ist nach unserer Erfahrung bei Kindern mit Migrationshintergrund oft sehr gering. Aber der Kinderschutzauftrag darf nicht durch Kulturargumente ausgehöhlt werden. Redewendungen wie „sein Kind zu lieben, bedeutet es zu schlagen“, verlangen eben

---

<sup>2</sup> Literaturempfehlung: Sonderelternbrief des Arbeitskreises Neue Erziehung: „Mit Respekt geht´s besser – Kinder gewaltfrei erziehen“, kostenlos zu beziehen über: Arbeitskreis Neue Erziehung, Boppstr. 10, 10967 Berlin, [www.arbeitskreis-neue-erziehung.de](http://www.arbeitskreis-neue-erziehung.de)

keinen kulturellen Respekt, denn die Grundrechte von Kindern sind nicht kulturell verhandelbar.

Wo die Sorge besteht oder das betroffene Kind zum Ausdruck gebracht hat, dass sich dadurch seine Situation nur verschlimmern würde, ist es ratsam, sich von einer Fachstelle wie z.B. dem Deutschen Kinderschutzbund beraten zu lassen, um keinen Fehler zu machen. Oft wissen Lehrkräfte oder ErzieherInnen gar nicht, ob und welche Kinder von Schlägen betroffen sind, weil es keine körperlichen Verletzungen gibt, die darauf hinweisen und die Kinder von sich aus nichts erzählen. Deshalb ist es wichtig, bei geeigneten Anlässen den Kindern zu vermitteln, dass niemand, auch die Eltern nicht, Kinder schlagen darf, dass aber viele Eltern sich daran nicht halten. Wenn PädagogInnen so signalisieren, dass sie dieses Thema kennen, wächst die Chance, dass sich Kinder ihnen anvertrauen. Diese Erfahrung machen wir auch in unseren Grundschulworkshops, wo wir mit den Kindern dieses Thema ansprechen. In der anschließenden Kindersprechstunde erzählen viele Kinder zum ersten Mal, dass sie geschlagen werden, weil sie zum ersten Mal erlebt haben, dass sich Erwachsene dafür interessieren.

In den Bereich des Präventionsthemas „Mein Körper gehört mir“ fällt auch die Sexualerziehung, denn Täter wählen häufig gezielt Kinder als Opfer aus, die über Sexualität unzureichend informiert sind, die aus Elternhäusern stammen, in denen über Sexualität nicht gesprochen werden darf. Unwissenden Kindern können Täter leicht erzählen, was angeblich normal ist, und die Kinder haben keine Chance sich zu vergewissern, ob das eigentlich stimmt. Mädchen und Jungen, die nicht über ihre Geschlechtsteile, und die Gefühle, die sie auslösen, sprechen dürfen, haben es schwer, für Übergriffs- und Missbrauchssituationen Worte und dadurch Hilfe zu finden. Deshalb brauchen gerade auch die Kinder, die nicht über ihren Körper sprechen wollen oder können, oder die sich schämen oder die ihr unterdrücktes Interesse an Sexualität in häufiger Benutzung von sexualisierten Schimpfwörtern (Wichser, Ficker, Votze u.ä.m.) ausdrücken, in der Schule und auch schon in der Kita

---

eine einfühlsame, aber auch Grenzen aufzeigende, geschlechtsbewusste und informative Sexualerziehung.<sup>3</sup>

## 2. Vertraue deinem Gefühl!

Täter manipulieren systematisch die Gefühle der Kinder und zwingen ihnen ihre eigene Einschätzung der Situation auf: „Du findest das doch eigentlich auch schön...Das gefällt uns beiden gut...wir machen das, weil wir uns so lieb haben...das mögen alle Kinder und du auch.“ Täter, die so die kindlichen Gefühle umdeuten, um möglichen Widerstand zu entkräften, haben mit Kindern ein leichtes Spiel, wenn deren Gefühlswelt verunsichert oder irritiert wird. Deshalb ist es wichtig, dass Kinder sich ihrer Gefühle sicher sind, so dass sie sich keine Gefühle einreden lassen. Die Klarheit und das Vertrauen in die eigenen Gefühle, ihre Wahrnehmung und Umsetzung in Handlung sind ein Selbstschutz. Kindern, die es gewohnt sind, in ihren Gefühlen bestärkt zu werden und die sich in ihrem Verhalten an ihnen orientieren, fällt es leichter, Unwillen auszudrücken und belastende Situationen zu verlassen. Kinder brauchen von Erwachsenen Bestärkung und Bestätigung, dass ihre eigenen Gefühle richtig sind, dass sie sich selbst trauen können. Dies gelingt ihnen nur, wenn sie im Alltag mit ihren Gefühlen ernst genommen werden, wenn ihnen ihre Gefühle nicht ausgeredet oder durch „Belohnungen“ davon abgelenkt werden.

Gerade im Schul- und Kita-Alltag fällt es oft schwer, den Gefühlen von Kindern genug Raum zu geben, weil etwas anderes wichtiger scheint, weil ein Ablauf gestört wird, weil Sachzwänge Vorrang haben: „Das tut gar nicht weh!“ - obwohl der Junge nach einem Sturz Schmerzen hat. Doch ginge man auf den Schmerz jetzt ein, würde der Ablauf des Sportfestes vielleicht gestört und die anderen Kinder müssten noch länger auf den Anpfiff des Fußballspieles warten. Einem Mädchen, das beim Basteln in der Kita im Umgang mit der Schere noch Schwierigkeiten hat und weinend aufgibt,

---

<sup>3</sup> Bausteine für eine gelungene Sexualerziehung werden am Ende des Kapitels ausführlich dargestellt.

wird ihr Gefühl ausgedreht: „Das ist doch wirklich kein Grund zum Weinen.“ Statt dessen könnte die Erzieherin fragen, was sie so traurig macht, sie zum Weiterschneiden ermutigen oder ihr eine Beschäftigung anbieten, die ihr leichter gelingt, so dass sie wieder mehr Zutrauen in ihre Fähigkeiten bekommt.

Wenn sich Kinder über das Mittagessen in der Einrichtung beklagen, weil es ihnen nicht schmeckt, hören sie: „Das Essen schmeckt prima! Schau, die anderen Kinder mögen es auch.“ Dabei ist eine Verallgemeinerung für so etwas Persönliches und Individuelles wie Geschmack gar nicht möglich ist. Erwachsene können nicht für Kinder entscheiden, was sie beim Essen fühlen. Man könnte das Kind selbst entscheiden lassen, ob es dieses Gericht essen möchte, oder es auffordern, wenigstens zu essen, was ihm davon schmeckt. Steht man auf dem strengeren Standpunkt, dass das Kind essen muss, was gekocht wurde, sollte man wenigstens zugestehen, dass Geschmäcker eben verschieden sind: „Mir schmeckt das Essen, schade, dass du es nicht magst.“ So wird dem Kind wenigstens das Recht auf eigene Empfindungen eingeräumt. Dass man die Gefühle der Kinder ernst nimmt, kann, aber muss nicht in jedem Fall dazu führen, dass sie auch entsprechend handeln dürfen: Wenn sich Schulkinder weigern, ihre Jacken in der Hofpause anzuziehen, weil ihnen gar nicht kalt ist, kann die Lehrkraft darauf bestehen, weil sie weiß, dass sich Kinder bei Minustemperaturen erkälten können, auch wenn sie nicht frieren. Wann die Gefühle der Kinder ausschlaggebend sind und wann die PädagogInnen die Entscheidungen treffen, muss im Alltag ausgehandelt und erprobt werden.

Entscheidend ist, dass Mädchen und Jungen jeden Alters die Erfahrung machen, dass ihre Empfindungen gesehen und nicht umgedeutet werden, dass sie nicht grundsätzlich lästig oder unerwünscht sind.

Viele Kinder brauchen aber auch Unterstützung, um sich ihrer Gefühle bewusst zu werden und um sie adäquat ausdrücken zu können. Denn sie haben oft von Geburt an gelernt, ihre Gefühle zu kontrollieren, sie zu überwinden, so dass es ihnen oft schwer fällt, ihre Gefühle selbst wahrzunehmen, sie zu benennen und authentisch auszudrücken. Um an dieser Fähigkeit zu arbeiten, gibt es zahllose Anlässe für ErzieherInnen und Lehrkräfte: Das Mädchen, das lacht, wenn sie von einem Jungen

zur Seite geschubst wird, braucht mehr als die Aufforderung, sich das nicht gefallen zu lassen. Ihre Erzieherin sollte sie fragen, was sie dabei empfindet, ob ihr das wirklich Spaß macht, oder ob sie darüber traurig oder eher wütend ist. Sie kann ermuntert werden, ihr Gefühl mimisch auszudrücken und sich dabei im Spiegel anzusehen. Sie man mir meine Wut eigentlich an oder sehe ich immer noch freundlich aus? Der Junge, der vom Fußballspiel ausgeschlossen wird, weil er den Ball ja doch nicht trifft, und daraufhin seine Mitschüler wüst beschimpft, sollte nicht nur für die Schimpfwörter gemäßregelt werden. Er braucht einen Lehrer, der sensibel genug ist, um festzustellen, dass sich hinter dieser Aggression Enttäuschung und Verletzung verbergen, die der Junge schon lange gelernt hat zu verleugnen. Ein einfühlsames Gespräch darüber eröffnet dem Jungen die Chance, zu solchen verlorenen Gefühlen zurück zu finden, weil sie ihm von seinem Lehrer „erlaubt“ werden.

Eltern, aber auch LehrerInnen und ErzieherInnen fällt es manchmal schwer, bei Mädchen oder Jungen Gefühle und Verhaltensweisen zu akzeptieren, die zu ihren Vorstellungen von richtigen Mädchen oder Jungen nicht passen. Sie tendieren dazu, die Kinder zu anderem, rollengerechtem Verhalten anzuhalten, ihnen zu vermitteln, dass bestimmte Gefühle zu ihrem Geschlecht nicht passen oder sie sogar lächerlich zu machen: „Ein so großer Junge weint doch nicht mehr! Du musst lernen, dich zu beherrschen!“, „Du als Mädchen wirst dich doch nicht prügeln.“ So lernen Jungen bei Zeiten, weiche, verletzliche, vermeintlich weibliche Gefühle zu verstecken und abzuwehren. Mädchen werden eher angehalten, ihre aggressiven Impulse zu kontrollieren. Von ihnen wird eher erwartet, sich zurück zu halten, sich an die Bedürfnisse anderer anzupassen und sich in andere einzufühlen. So bewirkt die traditionelle Geschlechtsrollenerziehung, dass sich die Gefühle der Mädchen und Jungen polarisieren, dass Gefühle nur dem einen Geschlecht erlaubt sind, während sie zu dem anderen angeblich nicht passen. Eltern, aber auch PädagogInnen sind sich ihres Erziehungs-„Erfolges“ oft gar nicht bewusst, sondern halten die Ergebnisse für naturgegeben. Sie bewirken erst mit ihrer Erziehung, was sie für angeboren halten: „So sind halt Jungen“, „Sie ist ein Mädchen, kein Wunder, dass...“

Wenn man einmal davon absieht, dass diese Geschlechtsrollenerziehung beiden Geschlechtern systematisch Gefühle abspricht und Entwicklungsmöglichkeiten vorenthält, so muss man sich jedoch klar machen, dass sie die Mädchen und Jungen einem erhöhten Risiko aussetzt, Opfer von sexuellem Missbrauch zu werden. Täter bevorzugen traditionell erzogene, also typische Mädchen und Jungen als Opfer, weil ihnen bestimmte Gefühle und entsprechende Verhaltensweisen fehlen, die zu ihrem Schutz von größter Bedeutung sind: So fehlen braven, angepassten, stillen Mädchen oft die Aggression und Wut und die damit verbundene Lautstärke, die es ihnen erleichtern würden, sich abzugrenzen. Sie sind empfänglich für die Erwartungen der Täter, ihnen zuliebe bestimmte Dinge zu tun oder geschehen zu lassen („Sei doch ein bisschen nett zu mir.“, „Wenn du mich so anfasst, kann ich mich entspannen und vergesse meine Sorgen.“). Jungen, die cool auftreten und sich über ihre körperlichen Stärken definieren, sind dadurch keineswegs vor sexueller Gewalt geschützt, da die wenigsten Täter zum Mittel der körperlichen Gewalt greifen und überdies die meisten Jungen Erwachsenen körperlich unterlegen sind. „Typische“ Jungen haben oft den Zugang zu ihren schwachen Gefühlen verloren, so dass sie sich nicht wirklich als hilflos und unterlegen empfinden dürfen. Weil sie gelernt haben, dass richtige Jungen niemals unterliegen, sondern Situationen kontrollieren können, passt ihre Opfererfahrung nicht zu ihrem Selbstbild und zu den Erwartungen, die ihre Eltern an sie haben. Deshalb fällt es ihnen besonders schwer, sich jemandem mit dieser demütigenden Erfahrung anzuvertrauen. Das wissen auch die Täter, denen die besondere Scham der Jungen die berechtigte Hoffnung erlaubt, unentdeckt zu bleiben. Hinzu kommt die Angst, für schwul gehalten zu werden, wenn der Täter ein Mann war. Viele Jungen neigen zu riskantem Verhalten, weil sie verlernt haben, zu ihrer Angst zu stehen. Die warnende Funktion von Angst entfällt und entsprechend gefährliche Situationen werden von ihnen nicht gemieden. Sie steigern sich gegenseitig in Mutproben hinein oder werden sogar von Erwachsenen zu angeblich mutigem Verhalten aufgefordert („Davor hat doch ein Junge keine Angst! ... oder bist du zu feige?“), so dass Täter in Übergriffssituationen solche Rollenmuster ausnutzen können.

Eine Erziehung in Schule und Kita jenseits der traditionellen Geschlechterrollen ist in der Präventionsarbeit zentral. Hier können Korrekturen an der elterlichen Geschlechtsrollenerziehung vorgenommen werden, Mädchen und Jungen ein breites Gefühlsspektrum zugestanden und angeboten werden. Mädchen müssen oft erst wieder mit ihren Aggressionen, mit körperlicher Stärke und der Fähigkeit, die eigenen Bedürfnisse ernst zu nehmen, in Kontakt kommen. Jungen müssen hinter all ihren schon „männlichen“ Verhaltensweisen Angst, Empfindsamkeit, Weichheit, aber auch Mitgefühl freilegen. Jungen, die sich von ihren verletzlichen Gefühlen abgeschottet haben, können sich nur schlecht in andere hineinversetzen: Mitfühlen kann nur, wer mit sich fühlt. Es liegt im Interesse von Täterprävention, dass Kinder und vor allem Jungen Empathie lernen und dabei unterstützt werden, Grenzen zu erkennen und zu akzeptieren, auch wenn diese von anderen nicht lautstark oder tatkräftig verteidigt werden.

Besonders zeigen sich die Auswirkungen der herkömmlichen Jungen- und Mädchenerziehung im Unterrichtsgeschehen. Internationale Forschungen kommen zu dem Ergebnis, dass Jungen fast zwei Drittel der Aufmerksamkeit der Lehrkraft für sich beanspruchen, dass sie doppelt so oft reden, ohne aufgerufen worden zu sein, dass sie wesentlich häufiger Mädchen unterbrechen und sich über sie lustig machen als umgekehrt, während Mädchen den Unterricht eher stützen und zum Gelingen einer Stunde beitragen. Diese Ergebnisse fordern zu einer aktiven Umgestaltung des Unterrichtsgeschehens heraus, wenn man aus präventiven Gründen die Regelsozialisation von Mädchen und Jungen zumindest aufweichen möchte. Dieses Bemühen beginnt bei einer bewussteren Unterrichtsgestaltung, die Mädchen mehr Raum gibt und Jungen nicht mehr als die Hälfte der Aufmerksamkeit zukommen lässt. Dazu bietet sich auch zeitweise nach Geschlechtern getrennter Unterricht an. Aber es zeigt sich auch darin, dass die Lehrkraft nicht selbstverständlich ein Mädchen zwischen störende Jungen setzt, und so ihre soziale Kompetenz zugunsten der Jungen und der ganzen Klasse ausnutzt. Oder indem sie Mädchen bittet, einen schweren Tisch zu verrücken, anstatt automatisch nach einem starken Jungen zu fragen.

In der Kita brauchen Jungen die aktive Förderung von ErzieherInnen, um sich ihre Welt jenseits von Lego und Ritterspielen zu erschließen. Musische und Bastelbeschäftigungen dürfen nicht als uncool gelten, die Puppenecke könnte tageweise für Jungen reserviert werden, damit sie sich ihr überhaupt nähern können. Gerade in diesem jungen Alter sind die Wertungen, die Erwachsene mit solchen Beschäftigungen verbinden, für Kinder noch von Bedeutung. Mädchen sollten ermuntert werden, beim Verkleiden außer dem obligatorischen Prinzessinnenkostüm mal eine Batman-Verkleidung anzuprobieren und den neu angeschafften Basketballkorb nicht den Jungen zu überlassen. Aber die verbale Unterstützung durch die ErzieherInnen reicht nicht aus oder wird sogar obsolet, wenn sie das Fußballspiel immer dem einzigen männlichen Kollegen überlassen oder die Kinder merken, dass wirklicher Trost und zärtliche Zuwendung nur bei den weiblichen Mitarbeiterinnen der Einrichtung zu bekommen ist. Mädchen und Jungen brauchen erwachsene Vorbilder beiderlei Geschlechts, die ihnen vorleben, dass Gefühle und Fähigkeiten nicht an das biologische Geschlecht, sondern an den einzelnen Menschen gebunden sind.

Gerade bei diesem Präventionsthema wird deutlich, wie wichtig die Auseinandersetzung mit der eigenen Erziehung und dem eigenen Rollenverständnis ist, um Prävention authentisch praktizieren zu können.

### **3. Unterscheide angenehme von unangenehmen Berührungen**

Kinder, die mit ihren Gefühlen in Kontakt sind und auf sie vertrauen können, besitzen die Fähigkeit, angenehme von unangenehmen Berührungen zu unterscheiden. Diese Fähigkeit kann Mädchen und Jungen schützen, denn die Täter bauen den Übergriff planvoll und allmählich auf, der Übergang von der verwirrenden Grenzüberschreitung zum Missbrauch ist oft fließend und für Mädchen und Jungen schwer zu durchschauen. Deshalb geht es darum, verwirrende oder „komische“ Berührungen, wie sie Täter in der Annäherungsphase einsetzen, zu erkennen und

der Irritation nachzugehen. Das bedeutet im besten Fall, dass ein Kind sich der Situation entzieht und damit die Täterstrategie bereits zu Beginn durchkreuzt.

Es ist wichtig für die Verhinderung von sexuellem Missbrauch, mit Kindern an ihrer Wahrnehmung und Unterscheidungsfähigkeit zu arbeiten. Im Schul- und Kita-Alltag ergeben sich dafür viele Anknüpfungspunkte: Wie lange ist das Kitzeln beim Toben noch angenehm und ab wann fühlt sich dieselbe Berührung unangenehm, ja beinahe schmerzhaft an? Wann empfindet ein Schüler den aufmunternden Schlag auf den Rücken durch einen Mitschüler oder Lehrer noch als aufmunternd und wann wird diese Berührung als grob empfunden? Ab wann wird die zärtlich gemeinte, überschwängliche Umarmung einer Dreijährigen für ein anderes Kind beengend? Mädchen und Jungen sollten lernen, dass sich die gleichen Berührungen unterschiedlich anfühlen können je nachdem, von wem sie kommen, in welcher Stimmung man ist oder auch wie lange sie andauern (z.B. Kitzeln). Aber auch die familiären oder kulturellen Gewohnheiten spielen hierbei eine Rolle: Während manche Kinder Begrüßungsküsse als ritualisierte Form von Höflichkeit kennen, stellen sie für andere eine Form von Zärtlichkeit dar, die nicht in jeder Situation und mit jedem Menschen angenehm ist.

Um die Sensibilität der Kinder zu fördern, bieten sich in der Kita oder auch im Sportunterricht Berührungsspiele und Übungen, wie z.B. gegenseitige Massagen zur Entspannung an. Dabei ist aber immer auf Freiwilligkeit zu achten. Die Kinder sollten ermuntert werden, nicht mehr mitzuspielen, sobald es ihnen unangenehm oder zu nah wird.

Spricht man mit Schülerinnen und Schülern über sexuellen Missbrauch, ist es wichtig, Berührungen und sexuelle Handlungen deutlich zu benennen. Es ist sinnvoll, auf Begriffe zurückzugreifen, die die Kinder kennen oder selbst benutzen: z.B.: „Weißt du - manchmal nutzen Erwachsene Kinder aus. Sie berühren ein Kind so, dass es verwirrt ist und sich schlecht fühlt, z.B. fassen sie ein Kind an der Brust an, an der Scheide, am Penis oder am Po. Manche Erwachsene wollen auch selbst angefasst werden. Es sind nicht nur Fremde, die so etwas machen. Auch Verwandte

oder Leute, die die Kinder gut kennen, können das tun. Sie überreden oder überrumpeln die Kinder oder machen ihnen Angst. Wenn so etwas passiert, sind immer die Erwachsenen schuld, weil sie so was nicht machen dürfen. Kinder sind dabei nie schuld.“

In der Praxis zeigt sich immer wieder, dass ungenaue Beschreibungen („Die tun Kinder weh.“) mehr Angst und Unsicherheit als diese sachliche, aber kindgerechte Benennung erzeugen. In der Absicht, die Kinder zu schonen, werden Bedrohungen diffus oder unzutreffend („Die machen mit Kindern Liebe.“) benannt. Dadurch wird jedoch ein Raum für die Ängste und Phantasien der Kinder geschaffen, die unter präventiven Gesichtspunkten schädlich sind. Beschreibungen wie die oben genannte reichen aber auch aus. Es wäre für Kinder überfordernd und ängstigend, wenn sie alle denkbaren Details sexueller Handlungen genannt bekämen.

Bei Kindern vor dem Schulalter sollte man jedoch in der Regel darauf verzichten, sexuellen Missbrauch direkt zu thematisieren. Für sie reichen die Botschaften der Präventionsthemen aus. Aufgrund ihres Alters sind sie emotional und kognitiv nicht in der Lage, die erfahrenen Inhalte vollständig zu durchdringen und mit eigenen Verhaltensmöglichkeiten zu verknüpfen. Sie können Fakten über sexuellen Missbrauch nicht in ihre Lebenswelt integrieren. Beispielsweise wirkt die Information „Auch Verwandte, wie z.B. Onkel, können Kinder missbrauchen“ auf Kinder vor dem Schulalter anders als auf Schulkinder: Sie könnte ein zehnjähriges Kind in die Lage versetzen, bei den ersten, zunächst uneindeutigen Übergriffen eines Verwandten seiner eigenen Wahrnehmung zu trauen. Es könnte die Situation mit diesem Wissen zutreffend interpretieren und dank des frühzeitigen Erkennens der Missbrauchabsicht leichter Abwehrstrategien entwickeln und Kontakt zu helfenden Vertrauenspersonen suchen. Ein vierjähriges Kind würde diese Information möglicherweise verwirren. Bestenfalls würde die positive Erfahrung mit dem eigenen Onkel dazu führen, diese Information nicht wirklich aufzunehmen. Im schlimmsten Fall bekäme das Kind Angst vor dem eigenen Onkel.

Etwas anderes gilt, wenn im sozialen Umfeld von jungen Kindern sexueller Missbrauch stattgefunden hat, z.B. ein befreundetes Kind Opfer wurde. Ausgehend

von dem konkreten Fall sollte auf der Erlebnisebene der Kinder darüber gesprochen werden (z.B. "Der X hat das Mädchen an der Muschi angefasst, obwohl er das nicht darf. Davon hat sie schlechte Träume bekommen und ist jetzt manchmal traurig."), damit die Kinder das Gehörte begreifen und verarbeiten können.

#### **4. Kinder haben das Recht Nein zu sagen**

Mädchen und Jungen haben das Recht zu, Nein zu sagen, wenn sie jemand auf eine Art berührt, die ihnen nicht gefällt ... egal warum! Nicht die Motive der Erwachsenen sind hier entscheidend („Ich habe es doch nur lieb gemeint...“), sondern die Gefühle der Kinder. Verfügen sie nicht über diese Grunderfahrung, hat ein Täter ein leichtes Spiel mit ihnen, wenn er verlangt, ihm zuliebe sich berühren zu lassen. Kinder, die im Familienalltag mitbestimmen dürfen und deren Nein respektiert wird, fällt es leichter, sich zu widersetzen, bzw. die bestimmende Art der Täter zu durchschauen, weil ihnen solches Verhalten von Erwachsenen fremd ist. Deshalb suchen sich Täter gezielt Mädchen und Jungen aus autoritären Elternhäusern aus, weil sie die Erfahrung gemacht haben, dass das Wort oder das Interesse der Erwachsenen mehr zählt. Sie sind es gewohnt, Erwachsenen widerspruchslos zu gehorchen, und können in der Missbrauchssituation kaum Widerstand entwickeln.

Schule und Kita können hier ein wichtiges Korrektiv bilden. Wenn Kinder zumindest in ihrem schulischen oder Kita-Alltag einen demokratischen Erziehungsstil kennen lernen, machen sie eine wichtige Gegenerfahrung.

Die kindliche Abgrenzung ist ein Thema, das Spannungen mit sich bringt und Herausforderungen für den Erziehungsalltag nach sich zieht. Die Schule als Institution stützt sich auf und fördert die Bereitschaft und Fähigkeit der SchülerInnen, sich einzufügen und anzupassen, um ihrem Lehrauftrag gerecht werden zu können. Überdies verlangen Sachzwänge und hierarchische Strukturen diese Anpassungsleistung. Jedoch hat neben der Wissensvermittlung das soziale Lernen in der Schule eine zentrale Bedeutung: Sowohl die Integration des einzelnen Kindes in der Gruppe als auch seine individuelle Fähigkeit, sich durchzusetzen und

auch Grenzen auszuhandeln, sind Lernziele. Diesen scheinbar widersprüchlichen Anforderungen gerecht zu werden, ist für Lehrkräfte häufig schwierig. Einen pädagogischen Raum zu schaffen, der beide Anforderungen aufnimmt und eher nebeneinander als gegeneinander stellt, so dass auch für die SchülerInnen diese Ambivalenz transparent wird, kann ein sinnvoller Umgang sein.

Das Nein Sagen von Kindern bezieht sich jedoch nicht nur auf Grenzverletzungen, sondern kann sich auch gegen das Anziehen, Waschen, Essen und andere „Notwendigkeiten“ richten. Eine bewusste Erziehung zwischen kindlicher Selbstbestimmung und erwachsener Fürsorge fordert von beiden Seiten viel und ist anstrengend. Grundsätzlich sollte gelten, dass Erwachsene nur dann die letzte Entscheidung treffen, wenn Kinder aufgrund ihres Alters noch nicht einschätzen können, welche Folgen es hat, wenn sie sich durchsetzen würden. So muss eine Erzieherin beispielsweise keinen Widerspruch dulden, wenn es um das Zähneputzen nach dem Mittagessen geht, wohl aber sollte sie dem Kind die Entscheidung überlassen, mit welchem Spielzeug es sich beschäftigen möchte.

Wenn PädagogInnen jedoch willkürliche Grenzen setzen, verursachen sie damit beim Kind Frustration, Wut, Ohnmachtgefühle und Aggression. Grenzen sollen klar formuliert sein, so dass das Kind weiß, was von ihm erwartet wird. Dabei muss die Erwartung aber auch erfüllbar sein. Pädagogisch sinnvolle Grenzziehung beinhaltet auch, dass man dem Kind erklärt, warum man eine Grenze setzt.

Die Erziehung zum Nein Sagen sollte unbedingt der unterschiedlichen Sozialisation von Mädchen und Jungen Rechnung tragen. Das bedeutet, dass Mädchen häufiger ermutigt werden müssen, sich abzugrenzen und sich den Bedürfnissen anderer nicht unterzuordnen. Auch Jungen brauchen diese Unterstützung, aber sie müssen häufig auch dazu angehalten werden, die Grenzen anderer überhaupt wahrzunehmen und zu respektieren. Viele Jungen brauchen auch Unterstützung dabei, wahrzunehmen, wann sie über ihre eigenen Grenzen gehen. Anders als bei Mädchen tun sie das weniger, weil sie sich unterordnen, sondern weil sie sich zuviel zumuten, weil sie cool oder mutig sein wollen. Hier kommt Pädagoginnen und Pädagogen eine wichtige Vorbildfunktion zu. Die Lehrerin, die ihre eigene Unterrichtsplanung stets zugunsten

der „wichtigen“ Projekte ihres Kollegen zurück stellt, setzt damit Maßstäbe: Mädchen lernen daraus, dass es ihre Aufgabe ist, sich anzupassen und Jungen, dass sie weibliche Anpassung erwarten dürfen. Gerade für Mädchen und Jungen aus traditionellen Elternhäusern ist es wichtig, diese Gegenerfahrung zu machen. Sie haben die Chance zu lernen, dass es noch andere Werte als die ihrer Eltern gibt und dass jedenfalls in der Schule oder der Kita Jungen nicht über Mädchen bestimmen dürfen. Traditionell erzogene Jungen müssen in den Einrichtungen lernen, dass sie sich gegenüber Mädchen nicht rücksichtslos durchsetzen dürfen, und die Mädchen lernen, dass ihr Widerspruch erwünscht ist und Unterordnung unter die Interessen von Jungen nicht erwartet wird. Manche PädagogInnen tun sich schwer, hier Positionen zu vertreten, die im deutlichen Widerspruch zum Erziehungsstil traditioneller Elternhäuser stehen. Gerade wenn es um Familien mit Migrationshintergrund geht, neigen sie dazu, die vermeintlich kulturellen Unterschiede zu tolerieren. Da es hier aber um die verfassungsmäßig garantierte Gleichheit der Geschlechter geht, die auch für Kinder gilt – und zwar für alle Kinder – sollten sie den Mut finden, dieses Grundrecht für alle Kinder umzusetzen. Vor allem im Bereich der körperlichen Kontakte und sexuellen Aktivitäten unter Kindern haben PädagogInnen die wichtige Aufgabe, darauf zu achten, dass sich nicht stärkere Kinder gegenüber schwächeren durchsetzen, dass nicht Jungen über Mädchen selbstverständlich verfügen und ihre Grenzen verletzen und dass Mädchen (aber auch schwächere Jungen) Unterstützung bekommen, damit sie lernen ihren Widerspruch deutlich auszudrücken. Eltern und PädagogInnen sollten keine übersteigerten Erwartungen an die Fähigkeit ihrer Kinder zum Nein Sagen haben. Dafür ist es sehr hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, wie schwer einem selbst Widerspruch und Grenzsetzung fallen, wenn andere Menschen, denen man sich verbunden fühlt oder die einem Respekt einflößen, die eigenen, auch körperlichen Grenzen verletzen. Von Kindern sollte man nicht mehr verlangen als von sich selbst – eher weniger, denn Kinder haben überdies noch das Machtgefälle zwischen sich und dem Erwachsenen zu überwinden. Damit ihnen das gelingen kann, brauchen sie die Erfahrung, dass ihre Bezugspersonen

ihnen den Rücken in den konkreten Situationen stärken und aktiv dafür eintreten, dass andere Erwachsene die Rechte und Grenzen von Kindern wahren.

## **5. Unterscheide gute und schlechte Geheimnisse!**

Viele Täter bezeichnen die sexuelle Handlung als gemeinsames Geheimnis und setzen das betroffene Kind so unter Geheimhaltungsdruck, um den Missbrauch fortsetzen zu können und nicht bestraft zu werden. Sie versuchen zu verhindern, dass sich das betroffene Kind Hilfe holt. Die Täter bauen darauf, dass Kinder die Erfahrung gemacht haben, dass es als ein Zeichen von Reife gilt, wenn man Geheimnisse für sich behalten kann.

Dieser Täterstrategie kann man im Alltag den Boden entziehen, indem man Kindern beibringt, gute von schlechten Geheimnissen zu unterscheiden. Dafür ist es hilfreich, die Gefühle zu betrachten, die sie auslösen können. Richtig gute Geheimnisse fühlen sich spannend und kribblig an und machen Freude (z.B.

Geburtstagsüberraschungen, Streiche, Geheimsprachen). Aber ein Geheimnis, das Angst macht und gefährlich ist, sich unheimlich und bedrohlich anfühlt, von dem man Bauchschmerzen oder sogar Alpträume bekommen kann, ist ein schlechtes Geheimnis. Schlechte Geheimnisse erkennt man auch daran, dass meist nur einer und nicht beide etwas davon haben und dass es den Kindern am liebsten wäre, sie hätten das Geheimnis gar nicht. Ein schlechtes Geheimnis ist kein echtes Geheimnis - man darf darüber sprechen, auch wenn man schon versprochen hat, es nicht zu tun. Und wenn man darüber spricht, ist das kein „Petzen“, sondern Hilfe Holen. Aber es gibt natürlich auch Geheimnisse, die sich erst auf den zweiten Blick als schlecht heraus stellen (z.B. einen anderen zu schützen, der etwas angestellt hat; Angst, einen Schaden zuzugeben). Manchmal ist es schwer, das auseinander zu halten. Im Schul- und Kita-Alltag kann man aktiv mit Kindern an diesen Unterscheidungen arbeiten.

Familiär bedingt kann es hier zu besonderen Problemen kommen: Wo die Familienehre eine hohe Bedeutung hat, spielen folglich Familiengeheimnisse eine

wichtige Rolle, wenn es darauf ankommt, das ehrenrührige Verhalten eines Familienmitglieds nicht nach außen dringen zu lassen, um die Familienehre zu wahren. Für manche Familien ist es aber auch wichtig, dass ihre Kinder nichts über Hintergründe von illegalem Aufenthalt verraten. In sozial schwachen Familien können „Tricksereien“ gegenüber dem Sozialamt dazu führen, dass Kinder bestimmte Interna nicht ausplaudern dürfen. Kindern aus solchen Familien fällt es mitunter schwer zu glauben, dass sie über schlechte Geheimnisse sprechen dürfen.

## **6. Kinder haben ein Recht auf Hilfe**

Kinder sollten es gewohnt sein, dass ihre Bezugspersonen ihnen zuhören, ihnen helfen und sie bei ihren Problemen unterstützen. Denn die Täter verlassen sich darauf, dass das Kind es nicht wagt, sich jemandem anzuvertrauen und dass niemand ihm glauben wird. Deshalb wählen sie auch gezielt vernachlässigte Kinder aus. Kinder, die niemand zum Reden haben, für deren Sorgen sich keiner interessiert, die sich selbst überlassen sind. Diese Kinder sind zum einen besonders anfällig für die Beziehungsangebote der Täter, die die Kinder von sich abhängig machen, indem sie ihnen die Zuwendung anbieten, die ihnen fehlt. Sie verbringen mit ihnen Zeit, unternehmen schöne Dinge mit ihnen und sind bereit, sich ihren kindlichen Problemen zuzuwenden. Zum anderen haben diese Kinder keine erwachsenen Vertrauenspersonen, bei denen sie sich Hilfe holen könnten, wenn sie zum Opfer geworden sind. Von dieser Hilflosigkeit und Isolation profitieren die Täter.

Bei diesem Präventionsthema tritt die Verantwortung, die Erwachsenen zukommt, am deutlichsten in Erscheinung: Nur wenn Kinder im Alltag die Erfahrung machen, dass sie sich mit kleinen und großen Sorgen anvertrauen können, dass sie Trost, Hilfestellung oder auch Ermutigung erhalten, wie sie ein Problem selbst oder mit der Hilfe anderer Kinder lösen können, können sie es wagen, über sexuellen Missbrauch zu sprechen. Lehrkräfte und ErzieherInnen sollten den Mädchen und Jungen die Erfahrung vermitteln, dass sie immer ein offenes Ohr für sie haben, dass die Kinder

ihnen mit ihren Problemen nicht lästig sind, sondern dass sie sich dafür zuständig fühlen. Kinder, die immer nur hören „Regle das alleine!“, die erleben, dass die Pausenaufsicht wegsieht, wenn es Konflikte gibt, die bei Beschwerden grundsätzlich zu hören bekommen „Dazu gehören immer zwei!“ verlieren das Vertrauen in die PädagogInnen. Vor allem wenn Lehrkräfte und ErzieherInnen feststellen, dass dieses Grundbedürfnis im Elternhaus nicht befriedigt wird, sollten sie unbedingt versuchen, diesen Mangel in der Schule oder Kita ein Stück weit zu kompensieren. Aber auch Kinder, deren Eltern sich intensiv und fürsorglich ihrem Kind zuwenden, brauchen die Erfahrung, dass man auch mit Menschen außerhalb der Familie über Probleme sprechen darf. Denn gerade bei sexuellem Missbrauch wollen sich manche Kinder nicht ihren Eltern anvertrauen, weil sie befürchten, sie zu überfordern. Sie ahnen, dass Mutter oder Vater diesem schweren Problem nicht gewachsen sind. Insbesondere bei innerfamiliärem Missbrauch kommt PädagogInnen als Vertrauenspersonen eine besondere Bedeutung zu, weil sie nicht zur Familie gehören und keine Loyalitäten gegenüber anderen Familienmitgliedern haben. Eine Lehrkraft, die zudem in ihrer Klasse das Thema sexueller Missbrauch feinfühlig und kinderparteilich bearbeitet hat, hat dadurch ihren Schülerinnen und Schülern ihre Kompetenz gezeigt und die Wahrscheinlichkeit erhöht, von einem betroffenen Kind als Vertrauensperson ausgewählt zu werden.

Hilfesholen fällt Kindern leichter, wenn sie ihre Bezugspersonen als Menschen erleben, die manchmal selbst auf Hilfe angewiesen sind, sie auch annehmen können und nicht den Eindruck vermitteln, jedes Problem alleine lösen zu können. Diese Fähigkeit erweist sich auch als nützlich, wenn es darum geht, einem sexuell missbrauchten Kind zu helfen oder einen Verdacht zu klären. Denn in den meisten Fällen ist es erforderlich, sich zunächst selbst professionelle Hilfe in einer Fachberatungsstelle zu holen.

Die Täter bauen darauf, dass dem Kind niemand glauben wird. Deshalb müssen Erwachsene wissen, dass Kinder im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch nicht lügen oder phantasieren. Lügen und Phantasie haben für Kinder den Zweck, sich aufzuwerten, was durch die Behauptung sexueller Gewalt niemals gelingen könnte.

Die Erfahrung zeigt, dass Kinder keinen sexuellen Missbrauch behaupten, den sie nicht erlebt oder unmittelbar beobachtet haben. Tatsächlich kommen Falschbeschuldigungen in seltenen Einzelfällen bei Jugendlichen vor. Hier können Zurückweisung von Liebesgefühlen und der Wunsch, den Betroffenen durch die Falschbezeichnung zu bestrafen, eine Rolle spielen. Bei Kindern sind solche Fälle jedoch nicht bekannt.

In Ausnahmefällen nennen Kinder einen falschen Täter. Mit dieser Notlüge versuchen sie den eigentlichen Täter, der ihnen näher steht als der zu Unrecht bezichtigte, zu schützen.

Darüber hinaus machen sich Täter den Umstand zunutze, dass die Tendenz verbreitet ist und dass auch Kinder wissen, dass Erwachsenen eher geglaubt wird als ihnen. Deshalb sollten PädagogInnen sich bemühen, Kindern diese Erfahrung zu ersparen. So sollte z.B. bei schulischen Konflikten nicht selbstverständlich das Wort einer Kollegin oder eines Kollegen mehr zählen als das eines Kindes. Kinder müssen erleben, dass es auf ihre Wahrnehmung und Schilderung von Konflikten ebenso ankommt.

Ebenso wie der Unterschied zwischen guten und schlechten Geheimnissen sollte Kindern der Unterschied zwischen Petzen und Hilfeholen geläufig sein: Es ist nur Petzen, wenn sie über jemand etwas erzählen, weil sie ihm schaden, ihm eins auswischen wollen. Es ist kein Petzen, wenn sie Hilfe brauchen, es nicht allein schaffen und deshalb mit jemandem sprechen müssen. Kinder können das sehr gut akzeptieren. Um Kindern größtmögliche Sicherheit bei dieser Unterscheidung zu geben, sollten PädagogInnen darauf achten, Hilfeersuchen verbunden mit Mitteilungen über andere Kinder nicht vorschnell als Petzen abzuqualifizieren. Dies geschieht im Erziehungsalltag gerade in Überlastungssituationen häufig, führt aber bei den Kindern zu Verunsicherung, wann es in Ordnung ist, sich über schwierige Dinge mitzuteilen.

## 7. Kinder haben niemals Schuld

Auch wenn es manchmal schwer zu akzeptieren ist: Kinder haben niemals Schuld, wenn sie sexuellen Missbrauch erdulden müssen, selbst wenn sie Geschenke angenommen oder angeblich „provoziert“ haben. Die volle Verantwortung liegt beim Täter. Eine wesentliche Täterstrategie besteht jedoch darin, Schuld und Verantwortung für die Tat den Kindern aufzubürden, um sich selbst vor Strafverfolgung zu schützen. Denn Kinder, die sich schuldig fühlen, schweigen eher über das Erlebte. Die Täter bestechen die Kinder mit Geschenken, Vorteilen oder Geld, und schüren so die Schuldgefühle der Opfer. Deshalb sollten Erwachsene Kindern vermitteln, dass man für Geschenke keine Gegenleistung erbringen muss (z.B. Die Omi darf für ihre mitgebrachte Schokolade keinen Kuss verlangen, sondern nur ein Dankeschön.). Dazu bieten sich in Schule und Kita viele Gelegenheiten, z.B. wenn ein Kind einem anderen etwas schenkt, damit das beschenkte Kind ein bestimmtes Verhalten zeigt, etwa von jetzt an nur noch mit ihm spielt.

Der Täter redet dem Mädchen oder Jungen ein, dass sein Verhalten provozierend war, dass das Kind es eigentlich auch gewollt hat und dergleichen mehr. Diese Täterstrategie wird unterstützt durch die gesellschaftlich noch immer weit verbreitete Ansicht, dass minderjährige Mädchen und Jungen Schuld haben, wenn sie Opfer von sexuellem Missbrauch werden (Lolita-Mythos). Die Bereitschaft ist groß, Mädchen und Jungen eine Macht über Erwachsene (Männer) zuzuschreiben, die in jedem anderen Bereich geleugnet würde.

Kinder aus Familien, die Sexualität tabuisieren oder abwerten, leiden zudem unter Schuld- und Schamgefühlen, die daraus resultieren, dass sie überhaupt mit Sexualität in Kontakt gekommen sind. Insofern muss es nicht erstaunen, dass solche Kinder von Tätern gezielt ausgewählt werden. Denn die kindlichen Gefühle von Schuld und Scham stellen einen sicheren Schutz für die Täter dar.

Zudem knüpfen die Täter an eine entwicklungspsychologische Disposition von Kindern an. Es ist der psychologische Zustand von Säuglingen und Kleinkindern,

dass sie sich nicht getrennt von der Welt verstehen, sondern eins sind mit ihr.<sup>4</sup> In der Folge erleben sie sich als Ursache aller Vorgänge und setzen sich dazu in Beziehung: Alles führen sie auf sich zurück. Mit zunehmender Reife unterscheiden sie zwischen sich und der äußeren Welt und beginnen Ursache und Verantwortung differenzierter zu sehen, so dass sie nicht mehr alles auf sich beziehen.

Diesen Entwicklungsprozess sollte die Erziehung unterstützen. Dies kann geschehen, indem man Kinder aktiv von Schuldgefühlen entlastet, wenn man solche Tendenzen beobachtet. Beispielsweise kann sich eine Erzieherin, die aufgrund privater Belastungen nervlich angespannt ist, für einen Wutausbruch bei den Kindern entschuldigen und klarstellen, dass nicht ihr Verhalten, sondern eigener Ärger dafür verantwortlich ist. Leider geschieht oft das Gegenteil, denn Schuldgefühle zu erzeugen, ist noch immer ein akzeptiertes und oft unbewusst eingesetztes Erziehungsmittel, um Kinder zu bestimmten Verhaltensweisen zu zwingen („Wenn du nicht aufisst, scheint morgen die Sonne nicht.“ „Weil ihr immer so frech seid, bekomme ich Kopfweg.“).

Im Erziehungsalltag sollte grundsätzlich darauf geachtet werden, Kindern niemals für Dinge Vorwürfe zu machen, die sie nicht zu verantworten haben. Gerade bei jungen Kindern, die viele körperliche Fähigkeiten noch lernen und dabei viele Misserfolge verkraften müssen, ist eine ermutigende Haltung der PädagogInnen wichtig. Durch unbedachte Wortwahl wie „Pass doch besser auf!“, „Sei doch vorsichtiger!“, „Kein Wunder, wenn Dir so was passiert“ etc. lernt das Kind, dass es an vielen Folgen seines Tuns, die es eigentlich nicht gewollt hat, schuld ist und auch noch die Konsequenzen, nämlich Ärger der Erwachsenen oder sogar Strafe tragen muss.

Wenn Kinder von Übergriffen und Missbrauchshandlungen erzählen, treffen sie oft auf spontane Reaktionen, die indirekte Schuldzuschreibungen enthalten wie: „Warum hast du mir das nicht früher erzählt?“, „Ich hab dir doch so oft gesagt, dass

---

<sup>4</sup> Mahler, Margaret S./Pine, Fred/Bergmann, Anni: Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt/Main 1980

du...“, „Warum hast du dich nicht gewehrt?“ Solche Äußerungen verstärken die bei betroffenen Kinder ohnehin immer vorhandenen Schuldgefühle und erschweren es ihnen, dass sie sich weiter anvertrauen und Hilfe erhalten können. „Das war bestimmt schlimm für dich, und ich weiß, dass es schwer ist, darüber zu sprechen,“ ist dagegen eine Botschaft, die Vertrauen möglich macht.

Wenn man zum Schutz vor sexueller Gewalt Kindern gegenüber Verbote ausspricht oder ein bestimmtes Vermeidungsverhalten von ihnen verlangt (z.B. dass sie nicht die Abkürzung durch den Park nehmen oder vor Anbruch der Dunkelheit nach Hause kommen sollen), sollte dabei deutlich werden, dass auch das Übertreten der Verbote noch keine Schuld der Kinder begründet, falls ihnen dabei etwas zustößt. Auch dann trägt die alleinige Verantwortung der Täter.

## Sexualerziehung in Kindertageseinrichtung und Schule<sup>5</sup>

Die Sexualerziehung führt in Kitas häufig ein Schattendasein. Dies darf nicht verwundern, spielt Sexualpädagogik doch in den meisten pädagogischen Ausbildungsgängen eine untergeordnete Rolle oder findet gar nicht statt. Sexualpädagogische Konzepte in Kindereinrichtungen sind die Ausnahme. Die Zurückhaltung von ErzieherInnen äußert sich in Sätzen wie „Die fragen schon, wenn sie etwas wissen wollen,“ oder „Wir antworten nur auf die Fragen der Kinder, um sie nicht zu überfordern“. Abgesehen davon, dass es Kinder gibt, die frühzeitig gelernt haben, dass sie nach sexuellen Dingen besser nicht fragen, steht diese Haltung im Widerspruch zur sonst üblichen, Lebenskompetenz fördernden Erziehungshaltung: In anderen Lebensbereichen, die sich die Kinder aneignen, wie z.B. Natur, Sozialverhalten, Sprache etc. erhalten sie vielfältige Anregungen und Informationen – auch wenn sie nicht danach gefragt haben. Und für Informationen aus diesen

---

<sup>5</sup> Materialien und Buchempfehlungen zur Sexualerziehung finden sich im Materialteil unter dem Präventionsthema „Dein Körper gehört Dir“

Bereichen wie aus der Sexualerziehung auch gilt, dass Kinder sie in ihr Wissen integrieren oder sie eben überhören, falls sie damit noch nichts anzufangen wissen. Wenn PädagogInnen auf aktive Sexualerziehung verzichten, bedeutet das jedoch nicht, dass die Kinder ahnungslos bleiben. Es bedeutet vielmehr, dass sie auf andere Informationsquellen angewiesen sind. In diese Lücke springt die Alltagswelt der Werbung und der Medien. Hier dominieren stereotype Bilder von Sexualität, die Kinder kaum überhören können, wenn sie dadurch überfordert werden, weil die Botschaften lautstark, aggressiv und in einer Bilderflut auf sie einwirken. Lässt man die Kinder mit diesen medialen Botschaften allein, lernen sie u.a., dass nur Genitalität Sexualität ist, dass Sexualität eine Ware ist, dass Leistung und Erfolg Maßstab für gelungene Sexualität sind, dass Verfügbarkeit das Attribut weiblicher, Aggression und Überwältigung Attribute männlicher Sexualität sind u.s.w. Kinder, die sich so die Welt des Sexuellen aneignen (müssen), haben es schwer, einen positiven Zugang zu Sexualität als Lebensenergie, als sinnliche Erfahrung mit sich und in Beziehungen zu bekommen.

Viele ErzieherInnen wollen keine Sexualerziehung anbieten, weil sie denken, dass dieses sehr private Thema den Eltern vorbehalten sein sollte. Zudem fühlen sie sich damit überfordert, den vielen unterschiedlichen Anforderungen von Eltern an die Sexualerziehung zu entsprechen. Wissenschaftliche Untersuchungen und Praxiserfahrungen über das Sexualwissen von Kindern belegen aber, dass die Kinder zu Hause nicht unbedingt ausreichendes Sexualwissen erhalten.<sup>6</sup> Deshalb sollten sich Kitas nicht scheuen, wie in anderen Erziehungsbereichen auch, familienergänzend zu wirken. Die aktuelle Bildungs- und Qualitätsdiskussion stärkt die Position der Kitas. So hat z.B. die Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend

---

<sup>6</sup> Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.): Entdecken, schauen, fühlen! Handbuch für Erzieherinnen und Erzieher zur Kindergartenbox. Köln 2003, S. 3f

und Sport 2004 ein Bildungsprogramm für Kitas vorgelegt<sup>7</sup>, das Sexualerziehung als vorschulische Bildungsaufgabe ausweist.

Zudem ist es hilfreich, sich und den Eltern zu vergegenwärtigen, dass Elternhaus und Kita als unterschiedliche Sozialisationsinstanzen auch in anderen Erziehungsbereichen nicht immer identische Werte und Sichtweisen den Kindern vermitteln – und auch nicht immer vermitteln wollen, um Kinder auf die gesellschaftliche Vielfalt an Werten vorzubereiten. Diese Unterschiedlichkeit kann von Kindern dann als bereichernd erlebt werden, wenn der Respekt vor der jeweils anderen Einstellung gewahrt wird. Grundsätzlich sollte darauf geachtet werden, dass Eltern frühzeitig mit einbezogen und informiert werden, damit nicht der Eindruck entsteht, Sexualerziehung sollte hinter ihrem Rücken stattfinden. Dazu sollten Inhalte und Materialien zur Sexualerziehung auf einem thematischen Elternabend vorgestellt werden. Eltern brauchen die Gelegenheit zum Austausch und zur Diskussion in diesem Rahmen, um mögliches Misstrauen abzubauen.

Anders als in vorschulischen Kindereinrichtungen gehört die Sexualerziehung seit 35 Jahren zum gesetzlichen Bildungsauftrag der Schulen. Die Rahmenrichtlinien der einzelnen Länder regeln Ziel und Inhalte dieses Unterrichtsthemas. Umfang und Ausgestaltung dieses Bildungsbereiches hängen jedoch in der Praxis weitgehend von der persönlichen Bereitschaft der Lehrkräfte ab, zumal ihre Ausbildung sie nur unzureichend auf diese Aufgabe vorbereitet. Das individuelle Engagement und die persönliche Überzeugung von LehrerInnen, dass sie Kindern und Jugendlichen Lebenskompetenz in diesem Bereich vermitteln können, sowie ihre Bereitschaft zu Fortbildungen, ermöglichen eine schulische Sexualerziehung, die der Bedeutung von Sexualität entspricht. Manche Eltern äußern aber Zweifel, ob schulische Sexualerziehung überhaupt nötig sei, wo die Kinder aus den Medien so viel über Sexualität wüssten. Sieht man sich jedoch die Fragen an, die Schülerinnen und

---

<sup>7</sup> Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): „Das Berliner Bildungsprogramm für die Bildung, Erziehung und Betreuung von Kindern in Tageseinrichtungen bis zu ihrem Schuleintritt“, Berlin 2004

Schüler einer 5.Klasse anonym formulieren sollten, um damit ihre Erwartung an den bevorstehenden Sexualkundeunterricht auszudrücken, zeigt sich ein anderes Bild. Allein die Tatsache, dass 22 SchülerInnen über 150 Fragen notierten, zeigt, dass sie nicht genug wissen. Welche Inhalte vermittelt werden müssen, ergibt sich aus der Art der Fragen. Einerseits weisen Fragen wie „Wie funktioniert Arschpoppen?“ oder „Warum muss man Silikon in den Busen tun?“ darauf hin, dass Kinder dieses Alters eine Fülle von Informationen über sexuelle Vorlieben und Wünsche Erwachsener aus den Medien haben – Informationen, die sie häufig überfordern, die sie im Elternhaus nicht nachzufragen wagen und die in ihrer Vorstellung (erschreckende) Anforderungen für ihre eigene zukünftige Erwachsenensexualität darstellen. Hier benötigen sie deutliche Klarstellungen. Andererseits belegen Fragen wie „Warum wollen Erwachsene überhaupt Sex machen?“ oder „Dauert Sex bei Menschen länger als bei Tieren?“, dass sie kaum eine Verbindung zwischen Gefühlen und sexuellen Verhaltensweisen herstellen können und eine Sexualpädagogik benötigen, die Einblick in die emotionale Qualität von Sexualität gewährt.

Manche Eltern stehen der (vor-)schulischen Sexualerziehung kritisch gegenüber oder lehnen sie ab, weil sie religiöse Vorbehalte haben, die sich auf ihre Einstellung zur Sexualität überhaupt beziehen. Um diese Eltern zu gewinnen, sind Feingefühl und Respekt unverzichtbar. Die Erfahrung zeigt, dass sie Sexualerziehung leichter akzeptieren können, wenn man ihre Schutzwirkung gegen sexuelle Gewalt betont. Zudem kann z.B. die Auswahl der Materialien an höheren Schamgrenzen orientiert werden, indem Zeichnungen von nackten Körpern benutzt werden anstelle von Fotos oder auch getrenntgeschlechtlicher Sexualkundeunterricht angeboten werden.

## **Bausteine einer sinnvollen Sexualerziehung**

### ***Biologische Unterschiede***

Kinder müssen die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern kennen, die Geschlechtsteile benennen können und erfahren, dass man darüber sprechen darf. Für Kinder im Kita-Alter ergänzt die Sexualerziehung die eigenen Erfahrungen,

die bei der Selbsterkundung und beim Betrachten und Untersuchen der Genitalien anderer Kinder gemacht werden. Dabei ist frühzeitig auf die Vollständigkeit der Bezeichnungen zu achten, denn vielen Mädchen und Jungen fehlt bis ins Schulalter und darüber hinaus das Wissen, dass Mädchen eine Klitoris haben. Auch heute noch sparen sexualpädagogische Bücher dieses „Detail“ aus! Das Fehlen der Klitoris als weibliches Lustorgan in Büchern und Materialien gleicht einer „symbolischen Beschneidung“<sup>8</sup> und trägt dazu bei, dass der Zugang der Mädchen zur weiblichen Lust erschwert wird. Die Selbstwahrnehmung als sexuell aktives Wesen wird blockiert, und die Vorstellung von Jungen über weibliche Sexualität verzerrt. In der Praxis fällt es auch vielen ErzieherInnen schwer, die Klitoris aktiv zu benennen. Dabei bieten die sexuellen Aktivitäten der Mädchen ausreichend Anlass, denn sie masturbieren nicht an der Scheide, sondern an der Klitoris. Die schulische Sexualerziehung hat die Aufgabe, die Geschlechtsorgane mit ihren beiden Funktionen – als Fortpflanzungs- und als Lustorgane - darzustellen. Kinder sollten erfahren, dass in der Regel Lustgefühle Erwachsene zur Fortpflanzung motivieren, umgekehrt aber Lustgefühle keineswegs immer zur Fortpflanzung führen müssen. Da Kinder diese Art des Begehrens nicht kennen, bleibt es ihnen oft rätselhaft, warum Erwachsene so etwas tun. Lehrkräfte sollten sie dahingehend beruhigen, dass sie sich das in ihrem Alter noch nicht vorstellen müssen, dass sie es mit dem Älterwerden aber verstehen werden.

Bei Schulkindern kann auch das Thema Transsexualität angesprochen werden. Sie benötigen Informationen darüber, dass bei manchen Menschen die gefühlte Geschlechtsidentität von der biologischen abweicht und dass sich manche entscheiden, die Möglichkeit der medizinischen Anpassung zu wählen. So können Schulkinder dieses zunehmend in der Öffentlichkeit diskutierte Thema leichter verstehen und verwirrende, „aufgeschnappte“ Details einordnen.

---

<sup>8</sup> Milhoffer, Petra: Selbstwahrnehmung, Sexualwissen und Körpergefühl 8-14jähriger Mädchen und Jungen. In: BzgA Forum 2/1998, S. 16

### ***Fortpflanzung***

Fortpflanzung ist ein sexualpädagogisches Thema in Kita und Schule unter anderen und sollte nicht unbedingt im Mittelpunkt der Sexualerziehung stehen, um eine Verengung der Sexualität auf den Fruchtbarkeitsaspekt zu verhindern. Neben altersangemessenen Informationen über Zeugung und die Schwangerschaft gehören auch Themen wie Insemination, Adoption und Pflege in diesen Bereich. So können sich auch die Kinder in diesem Thema wiederfinden, die diesen persönlichen Hintergrund haben. Auch die sozialen Aspekte von Fortpflanzung sollten behandelt werden: Was bedeutet es, Eltern zu werden? Was brauchen Babys an Fürsorge und Liebe? Mädchen und Jungen können so eine Vorstellung davon entwickeln, was ihre Aufgabe sein wird, wenn sie sich später zur Elternschaft entscheiden. Dabei sollte die traditionelle Rollenverteilung nicht unreflektiert vermittelt, sondern deutlich werden, dass Kinder auch für Männer ein wichtiger, glücksspendender Lebensinhalt sein können.

### ***Sprache***

Sexualerziehung bedeutet auch, mit Kindern eine Sprache für Sexualität zu finden, die ihrer positiven Bedeutung gerecht wird. Schon in der Kita verwenden Kinder abwertende Begriffe wie „ficken“, „Votze“, „Hurensohn“ u.ä., zumeist ohne ihre genaue Bedeutung zu begreifen, um zu provozieren. Dieses Bedürfnis tritt verstärkt bei Kindern auf, die spüren, dass Sexualität etwas Schlechtes sein muss, weil zu Hause darüber nicht oder nur in negativer Form gesprochen wird. In Elterngesprächen sollte man unbedingt auf diese von den Eltern unerwünschte Folge der Tabuisierung hinweisen, und Eltern so möglicherweise für eine Sexualerziehung ihrer Kinder zu gewinnen. Aber auch Kinder aus Familien, in denen eine sexualisierte Atmosphäre herrscht, wo Kinder erfahren, dass Sexualität ein Mittel zur Abwertung ist, fallen durch eine solche Sprache auf. Diese wie jene Kinder brauchen eine Korrektur ihres verzerrten Bildes von Sexualität, indem sie u.a. eine angemessene Sprache dafür zu lernen, mit der sie nicht sozial anecken, die aber

auch von anderen nicht als verbale Form sexueller Gewalt erlebt wird. Anders als manche PädagogInnen befürchten, öffnet Sexualerziehung vulgären Ausdrücken nicht Tür und Tor, sondern im Gegenteil: Kinder, die ernsthaft und in positivem Sinne über Sexualität informiert werden, verlieren eher das Bedürfnis nach Provokation, weil die Sexualität aus der „Schmuddelecke“ heraus kommt.

### ***Sexualität im Kontext sozialer Beziehungen***

Kinder jeden Alters sollten erfahren, dass Sexualität eng verbunden ist mit Bedürfnissen nach Zärtlichkeit und Liebe und dass sie nicht losgelöst von sozialen Beziehungen existiert. Unterschiedliche Lebensformen und sexuelle Orientierungen sollten gleichwertig benannt werden. Homosexualität sollte dabei nicht als Spezialthema behandelt werden, sondern als gleichberechtigte, wenn auch nicht gleich weit verbreitete, sexuelle Orientierung wie die heterosexuelle. PädagogInnen und Eltern befürchten oft, dass Kindergartenkinder dadurch überfordert werden. Da sie aber bereits in diesem Alter spüren, dass Schwulsein etwas damit zu tun hat, kein richtiger Junge zu sein (Lesbischsein ist in der Regel noch kein Thema), weil sie die gesellschaftlich noch immer verbreitete Homophobie unbewusst wahrnehmen, muss die Sexualerziehung früh gegensteuern. Bei Fragen nach dem Warum sollten PädagogInnen auf die richtige Perspektive achten: Dass nicht Homosexualität nach Erklärungen verlangt, sondern dass man grundsätzlich nicht weiß, warum Menschen hetero- oder homosexuell werden. Für Schülerinnen und Schüler hat das Thema sexuelle Orientierung noch vielfältigere Bedeutung: Wenn die schulische Sexualerziehung die ausschließliche Erwünschtheit, die Selbstverständlichkeit der heterosexuellen Lebensweise nicht fortschreibt, sondern Homosexualität anspricht und dabei die gesellschaftlichen Abwertungen hinterfragt, erleichtert sie es den Mädchen und Jungen, ihre individuelle sexuelle Orientierung in der Zukunft zu entwickeln. Aber die schulische Sexualerziehung wirkt hier auch gewaltpräventiv, denn verbale und körperliche Gewalt gegen Homosexuelle geht überwiegend von (männlichen) Jugendlichen und Jugendlichengruppen aus. Ihnen muss aktiv und

frühzeitig vermittelt werden, dass Homosexualität eine Form der (sexuellen) Liebe ist und keine Perversion und dass sich niemand dadurch bedroht fühlen muss.

### ***Kindliche Sexualität***

Kinder brauchen Informationen nicht nur über die Sexualität Erwachsener. Mädchen und Jungen sollten ihre eigenen Erfahrungen mit Sinnlichkeit und sexueller Entdeckungslust in der Sexualerziehung wieder finden. Dies geschieht in Kitas bereits dann, wenn sie einen positiven Umgang mit ihren sexuellen Aktivitäten durch die PädagogInnen erleben. Sexuelle Aktivitäten können der Anlass sein, um Kindern auch ausdrücklich zu bestätigen, dass auch Kinder manchmal Lust haben, sich an den Genitalien zu berühren, andere Kinder anschauen oder anfassen wollen. Dass kindliche Sexualität etwas anderes als erwachsene Sexualität ist, verstehen Kinder am besten, wenn beide Formen der Sexualität auch begrifflich unterschieden werden. Der Begriff „Sex“ sollte ausschließlich für Erwachsenensexualität reserviert sein. Das Thematisieren von kindlicher Sexualität gestaltet sich erfahrungsgemäß in der Grundschule schwieriger als in der Kita, weil sexuelle Aktivitäten weitaus seltener zu beobachten sind. Die Schamgefühle von GrundschülerInnen sind schon viel ausgeprägter und müssen unbedingt berücksichtigt werden. Dies kann geschehen, indem dieses Thema in Mädchen- und Jungengruppen bearbeitet wird, aber zusätzlich auch dadurch, dass den Mädchen und Jungen versichert wird, dass sie ihre persönliche Intimität nicht preisgeben müssen. Beim Thema Sexualität Erwachsener berichten die LehrerInnen ja auch keine eigenen Erfahrungen.

### ***Masturbation***

Die schulische Sexualerziehung sollte auch Masturbation als eigenständige Form (nicht nur) kindlicher und jugendlicher Sexualität thematisieren. Die gesellschaftlich verbreitete Abwertung dieser sexuellen Aktivität kann dabei hinterfragt und noch immer verbreitete Mythen über die gesundheitsschädlichen Folgen von Selbstbefriedigung können entkräftet werden. PädagogInnen können zudem vermitteln, dass eine befriedigende autoerotische Aktivität Jugendliche davor

schützt, vorzeitige sexuell-genitale Kontakte mit anderen suchen zu müssen. Dieser Aspekt enthält eine gewaltpräventive Perspektive: Denn der Wunsch nach sexueller Bedürfnisbefriedigung führt bei manchen Jungen dazu, dass sie diese auch mit Gewalt, indem sie die sexuellen Grenzen von Mädchen verletzen, herbeiführen wollen.

### *Freiwilligkeit*

Von größter Wichtigkeit ist es, Jungen und Mädchen zu vermitteln, dass jegliche sexuelle Aktivität – sowohl die Erwachsener als auch die von Kindern - nur in Ordnung ist, wenn der oder die jeweils andere das auch gerne will. Kinder jeden Alters sollten wissen, dass Freiwilligkeit eine unverzichtbare Voraussetzung für sexuelle Kontakte ist und die Grenze zur Gewalt überschritten ist, sobald sie fehlt.